

Altern

Peter Schneider

Meine Damen und Herren

Ich danke Ihnen für die Einladung die letzten Worte an dieser Veranstaltung sprechen zu dürfen.

Der Titel dieses Abends lautet „Alter hat Zukunft“ – und wer wollte dieser Aussage widersprechen wollen. Wir alle werden in Zukunft älter geworden sein, und das Schöne daran ist: Wir müssen gar nichts Besonderes dafür tun. Was sehr angenehm ist, wenn man ohnehin schon eine übervolle Agenda hat.

Was hingegen offen ist, ist die Frage: WELCHE Zukunft hat das Alter bzw. welche Zukunft blüht mir im Alter?

Die aktuellen Befunde, um einen künftigen Trend hochzurechnen, sind auf den ersten Blick widersprüchlich. Wer ein Faible für Paradoxien hat, könnte sagen: Wir bleiben immer jünger und werden immer älter. Solange wir immer jünger bleiben, während wir älter werden, ist das kein grösseres Problem. Ein solches taucht erst auf, wenn wir beim Älterwerden nicht mehr jung bleiben. Und von dieser verzwickten Sachlage möchte ich heute Abend zu Ihnen sprechen.

Beginnen wir mit dem Wunsch nach dem Jungbleiben, das gerne als Verdrängung des Alters und Verleugnung des Todes denunziert wird. Ich halte das indessen für Blödsinn und werde versuchen zu zeigen, warum. Vom Wunsch, jung zu bleiben, lebt die Kosmetik-Industrie wie die Life-Style Medizin in Form pharmakologischen Anti-Agings und operativer Altersspurenbeseitigung.

Ich werde nun weder für die sogenannte Life-Style-Medizin plädieren noch dagegen. Statt dessen werde ich Ihnen sagen, warum ich die gängige Kritik, die gegen lebensverlängernde Hormone und ästhetische OPs einwendet, man solle gefälligst der Natur nicht ins Handwerk pfuschen und statt dessen ein natürliches Verhältnis zu Alter und Tod entwickeln für falsch halte. Um das tun zu können, möchte ich zunächst ein paar Grundannahmen klären.

Punkt eins: Die gegenwärtige Gegenwart bezieht ihre Legitimation nicht aus der Vergangenheit, sondern wesentlich aus der Zukunft. Traditionelle Gesellschaften rechtfertigen ihre Gegenwart aus dem, was immer schon war. Innovation ist ihnen kein Versprechen, das sie antreibt, sondern ein Verrat an der Tradition. Diese Zeitkonzeption ist der Moderne – in der wir nach wie vor leben - ein Horror. Darum erscheint ihr auch ein Begriff wie derjenige der „Postmoderne“ ein Widerspruch in sich: Nach der Moderne kommt keine neue Epoche, sondern nur noch reine Zukunft. Die Moderne lebt von der Vorstellung, dass die Gegenwart lediglich ein Moment auf dem Weg in die Zukunft darstellt. Eine Gegenwart, die nicht fortwährend im Begriff ist, sich zu ändern, erscheint so sinnvoll wie eine wunderbar gebaute Maschine, die stillsteht.

Punkt zwei: Die Gegenwart – jedenfalls die des sogenannten Westens - ist säkular. Das heisst schlicht, dass ihre Zukunftserwartung keine jenseitige, messianische Erwartung ist, sondern eine durch und durch diesseitige. Wir kommen nicht mehr in den Himmel oder die Hölle, sondern immer nur in eine Zukunft, an deren Ende unser Tod steht.

Punkt eins und Punkt zwei, Zukunftserwartung und Säkularität, geraten sich allerdings in die Quere. Oder genauer gesagt: Die Zukunftsgerichtetheit der Moderne bezieht ihr ganzes Pathos aus einer religiösen Attitüde, die sie aufgrund ihres säkularen Selbstverständnisse jedoch fortwährend verdrängen muss. „Weil Zukunft eine säkularisierte Heilserwartung ist“, schreibt Konrad

Liessmann in seinem kleinem Pamphlet mit dem Titel „Zukunft kommt!“, reagieren wir darauf mit ebenfalls säkularisierten religiösen Stimmungen: mit der Erlösungssehnsucht der Euphoriker und Optimisten und der Apokalypsefurcht der Depressiven und Pessimisten.“¹ Manchmal auch im Wechsel dieser Stimmungen.

Die seriöse Öffentlichkeit stimmt angesichts der medizinischen Optimierung des Lebens eher kulturkritische Töne an. Dazu wird in der Regel die Natur als moralische Instanz ins Feld geführt². Man wendet ein, dass man sich nicht ungestraft an der Natur vergreift – Atome soll man nicht spalten, Gene nicht manipulieren und sich kein Nervengift in die Stirn injizieren –, und man spricht von einem immer unnatürlicher werdenden Verhältnis zum Alter und von der Verdrängung des Todes.

Keep cool, könnte man diesen Kassandrarufen gegenüber entgegen. Erstens gehört das Versprechen der medizinischen Herstellung menschlicher Unsterblichkeit eher in die Kategorie wissenschaftlicher Kuriosa und taugt schon von daher weder zum Schreckgespenst noch zur Verlockung. Kaum jemand dürfte ernsthaft an einen solchen Blödsinn glauben: Zwar werden die Menschen seit Tausenden von Jahren immer älter. Aber daraus zu schliessen, wir seien auf dem besten Weg zum ewigen Leben, erscheint doch wohl den meisten so logisch, wie aus der Tatsache kontinuierlich sinkender Weltrekordszeiten in der Leichtathletik zu folgern, irgendwann in naher oder ferner Zukunft werde ein Mensch den Hundert-Meter-Lauf in unter null Sekunden absolvieren. Nicht, dass wir uns mit unserer unausweichlichen Sterblichkeit angefreundet haben, aber wir halten sie – ziemlich unisono – für unvermeidlich.

Wozu also die Aufregung? Ich glaube, sie entspringt dem Unbehagen an der Vermischung von Dingen, die unserer modernen Ideologie nach doch unbedingt getrennt bleiben sollten. Und dem

¹ Wien, Graz, Klagenfurt 2007, S. 17

² Zu verschiedenen Formen, die Natur als Entscheidungsinstanz aufzurufen, vgl. Lorraine Daston and Fernandi Vidal (Hg.): *The Moral Authority of Nature*. Chicago 2004

Missbehagen daran, dass die tatsächlich stattfindenden Mischungen immer schwieriger zu übersehen sind. Das Verdrängte kehrt zurück – wobei dieses Verdrängte freilich nicht der Tod und nicht die vernachlässigte und geschundene Natur sind, sondern die Tatsache des in der Moderne verbotenen Mischens von Kultur und Natur, die in durch die und in den Verfahren des Anti-Agings in wörtlichen Sinne ganz offensichtlich wird. Der Nachdruck etwa, mit welchem z.B. von Chirurg/innen die Differenz etwa zwischen der modernen Intim-Chirurgie zu archaischen Beschneidungsbräuchen betont und von den Kulturkritikern die Natürlichkeit des Alters beschworen wird, zeigt zugleich, dass wir ahnen, auf wie dünnen ideologischem Eis wir uns in dieser Hinsicht mittlerweile bewegen. Der Diskurs über das natürliche Altern und über die Möglichkeiten es hinauszuzögern, mutet an, als wenn wir in einer längst kreolisierten Gesellschaft einen Verein zur Reinerhaltung der Sprache gründen wollten.

In unserer westlichen Kultur ist der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tod bestenfalls auf ein ziemlich abstraktes Credo oder auf esoterische Vorstellungen einer energetischen Unvergänglichkeit alles Lebenden zusammengeschrumpft. Das Jenseits als Reich der „Wiederauferstehung des Fleisches“ ist sowohl sinnenleert als auch entsinnlicht. Diese Veränderung unserer Beziehung zum Jenseits hat unser Verhältnis zum Diesseits nicht unberührt gelassen und mit jenen Hoffnungen aufgeladen, die dem Jenseits vorbehalten waren: Die Wiederauferstehung des Leibes wird zum Lifting des Fleisches; das Jenseits muss diesseitig werden, denn jenseits des Diesseits gibt es nicht mehr zu hoffen.

Was tatsächlich auf den ersten Blick nach Verdrängung des Alters, der Sterblichkeit und des Todes aussehen mag, ist das pure Gegenteil. Es ist gerade ein Symptom der unwiderruflichen Anerkennung des Todes. Plakativ formuliert: Anti-Aging ist gleichsam ein in das Leben hinein genommener säkularer Totenkult, den die (noch) Lebenden an sich selbst vollziehen. Sowohl der altägyptische als auch der jüdische und der christliche Glaube an die Unsterblichkeit waren gebunden an einen sehr wörtlich

verstandenen Glauben an die fleischliche Auferstehung (nicht etwa: Wiedergeburt) von den Toten, also des integralen und sicherlich nicht als gebrechliche Hülle vorgestellten Körpers.

Dieses war der erste Streich; und wie sich das gehört, folgt darauf nun der zweite, und zwar sogleich, damit es sich auch reimt.

Das Alters-Moratorium, zu dem ja nicht nur die Medizin, sondern auch die Populärkultur beiträgt mit ihrer Versicherung, dass der Ruhestand gewiss – Achtung, Floskelalarm – ein Unruhestand werde, währt lange, aber nicht ewig. Manchmal ist sein Ende mit dem recht abrupten Eintritt ins Altersheim mit Pflegeabteilung verbunden. Von nun an wird der Todes-Aufschub zum Problem. Mit jedem zusätzlichen Lebensjahr multiplizieren sich die medizinischen Kosten. Das privat bezahlte Privatvergnügen des medizinisch assistierten Jungbleibens wird zum von der Grundversicherung zu finanzierenden Problem der sogenannten Überalterung. (Ein Begriff, der vielen Demografen lockerer von den Lippen geht als der der „Überfremdung“.)

Nach der Reklame für das, was man alles tun kann, um jung und fit zu bleiben, folgt nun die mit ernstem Gesicht vorgetragene Frage, ob man denn wirklich alles tun sollte, was medizinisch machbar ist. Vom Paradies des Junggebliebenseins in die Hölle der letzten Lebensjahre ist es nur ein Katzensprung.

In der jüngeren Geschichte – ich schätze mit den achtziger Jahren – hat sich eine Vorstellung eines „richtigen“ Sterbens entwickelt, die stark mit Gesellschaftskritik aufgeladen ist: gegen die Macht der Medizin, gegen die Entmündigung durch die Ärzte. Zu diesem Diskurs gehört, das man *selber bestimmen* möchte, wann und wie man stirbt; dass man nicht „an Schläuchen“ oder „Apparaten hängen“ will, sondern *unabhängig* und *in Würde* sterben möchte; dass man noch gehen möchte, wenn man bei vollem Verstand ist; dass man nicht gezwungen sein will, sich vor den Zug zu werfen und wieder einen unschuldigen Lokomotivführer zu traumatisieren. Lassen wir das

Argument einer untraumatischen und umweltverträglichen Form der Selbstentsorgung einmal aussen vor, und widmen wir uns dem der „Selbstbestimmung“.

Mir scheint, hier werden die Begriffe der Selbstbestimmung, Unabhängigkeit und Würde erstens überdehnt, zweitens dekontextualisiert (was beides miteinander zusammenhängt) und drittens positiv besetzte Versatzstücke eines guten, richtigen Lebens auf das Sterben projiziert. Gibt es schon kein richtiges Leben im falschen, so gibt es doch ein richtiges Sterben. Es ist eine „Wenigstens-beim-Sterben-möchte-ich ...“-Rhetorik. Die Rhetorik scheint mir so plausibel, wie als Arbeitsloser in den USA gegen Obamacare und für Trump zu stimmen, um den arroganten LGBT-Schwulen und Transen von der Ostküste mal so richtig zu zeigen, wo der Hammer hängt und der Bartli den Most holt.

In den achtziger Jahren begann nicht nur der Diskurs, den ich „Sterben als Gesellschaftskritik“ nennen würde, diese Jahre markieren auch den Beginn der sogenannten „Krüppelbewegung“. Hier wird die Frage der Selbstbestimmung und des Lebens in Würde nicht auf das Sterben projiziert, sondern sehr handfest auf das Leben der Behinderten bezogen. Macht man diesen Perspektivenwechsel mit, sieht die Debatte um Apparate, Schläuche, Würde und Selbstbestimmung ganz anders aus. Schwerbehinderte erscheinen im Licht dieser Debatte, als Menschen, die so leben müssen, wie ein Mensch nicht sterben sollen müsste.

Zunächst einmal zeigt die Lebensrealität von Behinderten, insbesondere an multiplen Erkrankungen leidenden Schwerbehinderten, dass der konstruierte Gegensatz von „Apparaten“ und „Selbstbestimmung“ bestenfalls ein gedankenlos dahingeschwätzter Textbaustein sein kann. Rebekka Maskos, eine deutsche Behindertenrechts-Aktivistin hat das in einem Kommentar in der TAZ gut dargestellt:

„Mich lässt diese Vorstellung von Würde immer mit einem Kopfschütteln zurück. Als Rollstuhlfahrerin bin ich immer wieder auf die Hilfe anderer angewiesen und fühle mich deshalb alles andere als entwürdigt. Für andere ein Symbol des Scheiterns, in dem man landen könnte, bedeutet mein Rollstuhl für mich ein Stück Freiheit. Durch ihn komme ich überall hin – fast überall, solange es Fahrstühle und Rampen gibt.

Gute Freund/innen von mir mit Behinderung sind tagtäglich auf persönliche Assistenz angewiesen – andere wischen ihnen den Hintern ab, manche von ihnen hängen sogar an Schläuchen.

M., ein guter Freund von mir, wird mittlerweile auch tagsüber beatmet. Mit einem mobilen Gerät, das er an seinen Rollstuhl anschließen kann.“

Für Rebekka Maskos erscheint die Horrifizierung von Passivität und die Idealisierung von Unabhängigkeit verständlicherweise zynisch.

„So wie Ihr, die Behinderten lebt, möchte ich nicht einmal sterben.“

Auf diese unerwartete Weise schlägt die Utopie des richtigen und würdevollen Todes auf das Leben zurück - indem nämlich daraus normative Vorstellungen von Lebensqualität und einem lebenswerten Leben erwachsen, die wiederum in einem Rückkoppelungsprozess die gesellschaftlichen Phantasien vom richtigen Sterben befeuern.

Die an die Selbstbestimmung gekoppelte menschliche Würde ist ein hohes Ideal und gleichzeitig ein ziemlich blutleeres Konstrukt. Könnte man sie tatsächlich realisieren, machte sie aus uns asoziale Idioten. Ihr zu Grunde liegt eine völlig bizarre Ideologie einer Subjektivität, die aus nichts anderem als endlosen Entscheidungen besteht – ein entfesselter, grenzenloser Dezionismus und Optionalismus.

Die Debatte über ein menschenwürdiges Altern und Sterben, steckt in derselben Zwickmühle wie die über ein menschenwürdiges Leben. Die Kritik an bevormundenden Strukturen schlägt schnell um in die Utopie einer vollständig individualisierten Gesellschaft, in der jeder

seines Glückes und Unglückes Schmied ist, auch oder wenigstens beim Sterben.

In einem Gastkommentar in der NZZ sprechen Roland Kunz und Heinz Rüegger von einem „Neuen kulturellen Paradigma des Sterbens“, in dem das Sterben zur „Konsequenz einer bewussten Entscheidung, Grenzen zu setzen“ wird. Der wichtigste Punkt in ihrer Argumentation scheint mir der folgende zu sein:

„Wenn Sterben von unserem Entscheiden abhängt, sind wir für diese Entscheidung allerdings auch moralisch verantwortlich. Es kommt zu so etwas wie einer Responsibilisierung oder Moralisierung des Sterbens oder des Noch-nicht-sterben-Wollens.“

Ich würde dieser Responsibilisierung noch einen weiteren Effekt an die Seite stellen: Eine Pädagogisierung des Sterbens, die der Pädagogisierung unseres Lebens folgt. Im Zusammenhang mit ökonomischen Erwägungen, was ein Mensch gerade im letzten Jahr an Kosten verursacht, ist es nicht ganz absurd anzunehmen, dass Verhaltensökonomien über Nudges diskutierten, welche unser Sterben vernünftiger, und das heisst auch: ökonomisch sinnvoll zu gestalten. Die Forderung, einen assistierten Suizid als Gelegenheit für eine Organspende zu erwägen, gehört sicher auch in diesen Bereich. Mit dieser Tendenz verbunden ist der Aufbau eines Legitimationsdrucks, d.h. sich für seine Wahl des Sterbens zu rechtfertigen. Dies wäre analog zur Rechtfertigung des Kaiserschnitts als Form der Geburt.

Es hat sich eine Ideologie herausgebildet, die vom aufgeklärten Mensch erwartet, dass er sein Sterben selbst bestimmt und sich gegen eine medizinische, religiöse, ideologische – you name it – Bevormundung zur Wehr setzt, die ihm den natürlichen Tod verweigert.

Damit bin nun auch ich am Ende. Zum Schluss möchte ich Ihnen noch einen Online-Kommentar vorlesen, den ich im Anschluss an einen

Artikel zur Frage „Was ist würdiges Sterben?“ gefunden habe.
Verfasst hat ihn Marianne Reifers. Sie schreibt, hinter der Sorge um
ein würdevolles Sterben

„ ... könnte auch die Befürchtung ... stehen, dass andere meinem
Leben die Würde absprechen, wenn ich es selber nicht mehr
kontrollieren kann, also dass man mich würdelos behandelt, weil ich
mich nicht mehr wehren kann. Dass man mich als Versuchskaninchen
braucht, oder dass man über mich grinst, oder vor meinen Ohren
meine Intima breitschlägt, weil ich nicht mehr alle Tassen im Schrank
habe. Sterben in Würde bedeutet für mich, auch dann für voll
genommen zu werden, wenn ich es nicht mehr bin, einfach, weil ich
ein Mensch bin. Und das, solange ich atme, bis ich tot bin. Und sogar
über mein Ende hinaus, auch mit meinem Leichnam soll würdevoll
umgegangen werden, das heisst, mit Respekt. Und dasselbe will ich
mit Sterbenden tun, weil sie Menschen sind und es bleiben bis in den
Tod.“